

Kultur & Gesellschaft

Roman Signer
Der Künstler
streut in St. Gallen
Spuren aus Sand.

33



Im Bild
Das Bergrennen,
das Wallfahrern
in die Quere kam.

32

«Die römische Kurie ist doch kein Mafiaklan»

Kardinal Gerhard Ludwig Müller war vor kurzem noch Glaubenspräfekt und die Nummer zwei im Vatikan. Nun kritisiert der Deutsche den Papst: Franziskus gebe sich zu barmherzig und beziehe theologisch zu wenig Position.

Michael Meier
Einsiedeln

Seit er nicht mehr als Glaubenspräfekt Papst Franziskus berät, ist Kardinal Gerhard Ludwig Müller ein gefragter Interviewpartner und wird in alle Welt zu Vorträgen eingeladen. Von Sibirien kommend, hat er am Sonntag in Einsiedeln mit CVP-Präsident Gerhard Pfister und dem Basler Bischof Felix Gmür über die Not verfolgter Christen im Nahen Osten debattiert. Der grosse, wortgewandte Deutsche lässt sich nicht gern in die Rolle des konservativen Antipoden von Papst Franziskus drängen, weil der ihn im letzten Sommer überraschend als Glaubenshüter entlassen hat. Dennoch lässt der einstige Dogmatikprofessor im Gespräch mit dieser Zeitung durchblicken, dass er Franziskus theologisch für zu unbedarft hält.

So schraubt Müller die Erwartungen an den Papstbesuch am 21. Juni beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf herunter. «Solche Besuche haben oft nur mit dem Klima und mit Freundlichkeit zu tun», sagt er. Ziel der Ökumene sei nicht, gutmenschlich miteinander umzugehen, was ohnehin der Fall sei, vielmehr stünden die Unterschiede in wesentlichen Glaubensfragen, gerade bei den Sakramenten, zur Debatte. «Die Differenzen kann man nicht einfach weglächeln.» Franziskus neige dazu, die Theologie unterzubewerten.

Die Erleuchtung durch den Heiligen Geist ersetze keine vertiefte Reflexion. Was Müller am päpstlichen Umgang mit dem aktuellen ökumenischen Konflikt unter den deutschen Bischöfen verdeutlicht. Diese haben beschlossen, reformierte Ehepartner zur Kommunion zuzulassen. Ohne Stellung zu beziehen, hat der Papst die Frage der in Rom Rat suchenden Bischöfe an diese zurückgegeben. Der Kardinal findet das armselig: «Es ist doch nicht Aufgabe des Papstes, zwischen zwei Parteien diplomatisch zu vermitteln und zu sagen: Macht das unter euch aus! Der Papst muss die Wahrheit des katholischen Glaubens bezeugen, die in lehramtlichen Dokumenten klar festgelegt ist.»

Mehrheitsbeschlüsse wie in der Politik sind Müller zufolge in Glaubensfragen ohnehin nicht möglich. Unaufgebbar katholisch bleibt für ihn, dass die Abendmahlsgemeinschaft ohne Kirchengemeinschaft nicht möglich ist und dass, wer zur Kommunion geht, den ganzen Glauben der katholischen Kirche bejaht.

Keine Gnade für Ehebrecher

Auch und gerade in der Frage, ob Wiederverheiratete zur Kommunion dürfen, hatte Präfekt Müller dem Papst widersprochen. Im Lehrschreiben «Amoris Laetitia» hat Franziskus die Tür für die Wiederverheirateten einen Spalt breit geöffnet. «Ich vertrat die Meinung, die die Kirche bisher hatte und von der man nicht abweichen kann», so Müller, «dass nämlich nur jemand die Sakramente empfangen kann, der nicht in schwerer Sünde wie etwa Ehebruch ist.» Deshalb habe Jesus auch das Bussakrament eingesetzt. Der Papst jedoch sage, das sei nicht so schlimm, und zeige sich barmherzig. «Von der Barmherzigkeit des Bischofs oder des Papstes habe ich doch gar nichts, allein die Barmherzigkeit Gottes kann mir den Weg zur Erneuerung öffnen.» Manchmal werde von der Barmherzigkeit so geredet, als ob die Christen sich schämen würden, dass der liebe Gott die Hürden mit seinen Geboten so hoch hänge. «Wir müssen im Stabhochsprung die Hürde überspringen, das ist anstrengend. Man kann nicht unten durchlaufen und sagen: Ich bin genauso weit gekommen.»

Müllers Nein zur Kommunion für Wiederverheiratete soll der Hauptgrund gewesen sein, weshalb der Papst sein Mandat als Glaubenspräfekt nicht verlängert hat. «Das kann sein, er hat mir aber nie einen Grund genannt, insofern bleibt alles Spekulation.» Sicher habe sich Franziskus geärgert, dass der Prä-



«Religionsfreiheit darf nicht vom Staat behindert werden», sagt Kardinal Gerhard Ludwig Müller in Einsiedeln. Foto: Samuel Schalch

fekt die willkürliche Entlassung von drei hervorragenden Mitarbeitern der Glaubenskongregation heftig kritisiert hatte. «Da musste ich einfach deren guten Ruf verteidigen.» Es war Benedikt XVI., der kurz vor seinem Rücktritt 2012 den früheren Dogmatikprofessor und damaligen Bischof von Regensburg an die Spitze der Kongregation für die Glaubenslehre berief. Franziskus machte ihn dann zum Kardinal. Als solcher hat Müller heute zwar kein Kurienamt mehr, ist aber nach wie vor in Rom in verschiedenen Kongregationen tätig. Der 70-Jährige kann auch den neuen Papst wählen oder gar selber Papst werden.

Als Kardinal hat er sich nie als Höfling verstanden. Seine Devise: Solidarität und nüchternes Verhältnis zum Papst ja, Papstidolatrie nein. «Ich glaube nicht, dass dem Papst mit Speichelleckern gedient ist, die immer nur jaja sagen.» Vielmehr müssten die Kardinäle ihn kraft ihrer fachlichen Qualifikation beraten. Das hat Müller auch auf den 600 Seiten seines 2017 erschienenen Buchs «Der Papst» dargelegt. «Das Papsttum würde völlig missverstanden, wenn man es für

eine Autokratie hielte, es ist das Gegenteil davon. Als Senat des Papstes müssen wir Kardinäle ihn über die volle Wahrheit informieren.»

Für Müller sind jene, die sich öffentlich als beste Freunde des Papstes rühmen, noch lange nicht dessen beste Berater. «Die Kalamität, die wir jetzt in Chile haben, rührt daher, dass er sich von Freunden hat beraten lassen - in deren Sinn.» Die jetzt zurückgetretenen chilenischen Bischöfe hätten dem Papst ein falsches Bild von den Missbrauchsfällen und ihrer (fehlenden) Aufarbeitung vermittelt und ihn ein Stück weit ins Messer laufen lassen. Müller, der als Präfekt der Glaubenskongregation für die Missbrauchsfälle weltweit zuständig war, glaubt, dass man die jetzigen Turbulenzen hätte vermeiden können, hätte man auf seine Kongregation gehört. «Ich war selber in Chile und habe mit der Bischofskonferenz gesprochen.»

Die Frage, ob ihm der Reformkurs von Franziskus missfalle, beantwortet er indirekt. «Reform ist eine innere geistige Erneuerung des Glaubens, nicht billige Anpassung. Reform kann nicht heissen,

von aussen mit einem Klischeebild an die Kurie heranzutreten, als ob sie eine Art Mafiaklan wäre, wo man dann mit eisernem Besen kehren müsste.» In seinen Weihnachtsansprachen sprach der Papst von Verrätern, von Ruhmsucht oder geistlichem Alzheimer. Die abschätzigen Vokabeln hält Müller für völlig unangemessen. Reformieren könne man nur durch Aufmuntern und Aufbauen, indem man selber mit bestem Beispiel vorangehe.

Anerkennung für Franziskus

Der Deutsche findet aber auch sehr anerkennende Worte für Franziskus, für sein schlichtes Auftreten etwa («das Erscheinungsbild der Kirche muss nicht barock sein»). Besonders lobt er dessen Einsatz für die Armen. Franziskus mache die Schlagseite der wenigen reichen und der vielen armen Länder bewusst und halte die katholische Soziallehre, die ihr Zentrum in der Würde des Menschen habe, für die beste Antwort auf Industrialisierung und Globalisierung.

Der Kardinal selber ist ein Freund der Befreiungstheologie. Schon als Dogma-

tikprofessor in München hatte er die Sommerferien in Südamerika verbracht, Vorträge an dortigen Universitäten gehalten oder als Seelsorger in den Armenvierteln Limas gewirkt. So hat er sich mit Gustavo Gutierrez, dem Vater der Befreiungstheologie, angefreundet. Während Kardinal Ratzinger an der Befreiungstheologie vor allem die marxistische Vorstellung eines irdischen Paradieses missfallen hat, stand für Müller die materielle Not im Zentrum: «Das Elend, das ich sehe, widerspricht der Gottesebenbildlichkeit des Menschen. Gott ist Mensch geworden, heisst auch, die notwendige materielle Basis für ein menschenwürdiges Leben zu schaffen.»

Ihn lässt auch das Schicksal der Christen im Irak, in Syrien oder der Türkei nicht kalt. Darum hat er sich vom Hilfswerk Kirche in Not, das zweijährlich einen Bericht über die weltweite Religionsfreiheit erstellt, nach Einsiedeln einladen lassen. «Der Staat hat keinen totalitären Anspruch auf die Menschen. Der Ansatz des Islam, der einfach theokratisch vom Befehl Gottes ausgeht und ihn durchdekliniert bis zum Letzten, ist falsch.» Zur Religionsfreiheit gehöre aber auch, das Anderssein der anderen

Gleichgeschlechtliche Paare zu segnen, also von Gott her gutzuheissen, ist für ihn ein Widerspruch in sich.

zu respektieren. «Ich denke nicht, dass die Offenbarung Gottes an Mohammed stattgefunden hat, trotzdem achte ich die Menschenwürde der Muslime und ihre Religionsfreiheit.»

Die Glaubensfreiheit hat Müller auch im Konflikt mit den schismatischen Piusbrüdern verteidigen müssen. Lange hiess es, Franziskus wolle mit seiner spontanen, barmherzigen Art die traditionalistische Priestervereinigung ganz in den Schoss der Kirche zurückholen - unbekümmert darum, ob sie die Konzilsdekrete etwa zur Glaubensfreiheit anerkennen. Sie schränken diese ein, indem sie an einem katholischen Staat festhalten. «Was das Zweite Vatikanische Konzil inhaltlich über die Religionsfreiheit gesagt hat, kann nicht umgestossen werden. Religionsfreiheit darf nicht vom Staat behindert werden», sagt Müller und erinnert an die mit Füßen getretene Menschenwürde und Religionsfreiheit in kommunistischen und faschistischen Diktaturen. Allerdings liegt ihm auch die Freiheit der Kirche am Herzen. So ist für ihn das staatskirchenrechtliche System in der Schweiz mit grossen Befugnissen der Kantonalkirchen gegenüber dem Bischof mit der heutigen Trennung von Kirche und Staat unvereinbar.

Der Kardinal bleibt ein Konservativer. Der Vorschlag einiger deutscher Bischöfe, gleichgeschlechtliche Paare zu segnen, ist für ihn ein Widerspruch in sich. «Segnen heisst ja, dass etwas von Gott her gutgeheissen wird. Was aber dem Willen Gottes widerspricht, kann nicht von der Kirche im Namen Gottes gesegnet werden.» Er glaubt auch nicht, dass die von Franziskus für Herbst 2019 geplante Synode den Pflichtzölibat lockern wird - Priestermangel hin oder her. «Die Amazonas-Synode kann so etwas gar nicht festlegen. Die Synode ist ein Beratungsgremium und nicht die Repräsentanz des Bischofskollegiums.»

Auch wenn der Zölibat nicht wesentlich notwendig zum Priestertum gehöre, sei er mit der priesterlichen Spiritualität verbunden und gewachsen. Überhaupt hänge der Priestermangel nicht mit dem Zölibat zusammen. «Wenn in der säkularisierten Gesellschaft alle christlichen Grundlagen wegfallen, wie soll auf so unfruchtbarem Boden das zarte Pflänzchen von Priesterberufungen wachsen?» Stossend ist für Müller, dass sich heute, wer Priester werden will, dauernd rechtfertigen und verspotten lassen muss.